

sowenig gefeit wie Wachteln oder Adler, berichtet Küchenkundlerin Benker.

Aber Herrenessen war nicht Bauernessen. Nur selten besaßen einfache, ländliche Haushalte einen Bratenspieß; die wichtigsten Geräte waren dort, seit dem Mittelalter, Pfanne und Rührlöffel. Damit bereiteten die einfachen Leute die älteste Volksnahrung, den Brei (auch „Mus“ genannt), der bei Bauern, Bürgern und Soldaten noch wichtiger war als das tägliche Brot.

Mit dem Rühren des Breis, für den Weizen, Gerste, Hafer oder Hirse mit Milch oder Wasser vermengt wurden, brachten die Altvorderen so viele Stunden zu, daß „der Kochlöffel geradezu ein fester Bestandteil ihrer selbst war“, berichtet Gertrud Benker.

So wurde der Löffel zum Sinnbild der Herrschaft von der Küche aus; die Braut erhielt am Hochzeitstag einen prächtigen Kochlöffel überreicht, und für die gestandene Hausfrau wird der Löffel, das überlieferte Malerei und Literatur, zum „Statussymbol wie ein Regentenstab“ (Benker).

Er war auch ein' gute Wehr und Waffen.

## MUSIKTHEATER

### Hummel und Hölle

Schon vor ihrer Premiere in Ulm entfachte die Oper „Luzifer“, eine schrille Revue von anarchischer Faszination, einen Entrüstungssturm bigotter Christen.

Wenn der liebe Gott auf dem Spiel steht, ist meist auch gleich der Teufel los.“ Mit dem Morgengruß „Hallo! Aufwachen!“ wurden letzten Herbst „bekenkende“ Gläubige durch fettumrandete Anzeigen in der Ulmer Lokalpresse zur „konstituierenden Sitzung“ einer „Christen-Initiative“ zusammengerollt: Die Oper „Luzifer“, in Ulm zur Uraufführung angekündigt, sei Höllewerk, ihre Premiere zu verhindern christliche Pflicht.

Daraufhin richtete der CDU-Stadtrat Dr. Lothar Weckerle eine offizielle Anfrage an Oberbürgermeister Ernst Ludwig, wieso sich „das zu 90 Prozent mit öffentlichen Mitteln finanzierte“ Theater überhaupt eine solche Schandtat leisten und was von Amts wegen dagegen getan werden könne.

Stadtrat Helmut Betzler von der Freien Wähler-Gemeinschaft erhob seine „warnende Stimme“ gegen „blasphemische Elemente“; immerhin habe der „Luzifer“-Komponist Franz Hummel auch schon allerlei verdächtige „Sujets“ vertont, da schwane ihm „nicht nur Gutes“.

In den örtlichen Zeitungen erschienen Aufrufe zum „allgemeinen Boykott des üblen Machwerks“. Lokalpolitiker wurden an ihre Pflicht erinnert, daß „unse-

res Schöpfers heiliger Name unangetastet“ bleibe. Besonders Kunstsinnige empfahlen, das inkriminierte Stück „den Geistlichen beider Konfessionen“ zwecks Absegnung vorzulegen. Der Ulmer Intendant Pavel Fieber wurde mit Drohbrieffen eingedeckt: „Fahren Sie und der Herr Hummel zur Hölle“, schrieb ein Schwabe voll christlicher Nächstenliebe, „oder bekommen Sie die Syphilis.“

An dem ganzen Theater war Fiebers Theater nicht schuldlos. Um die Opernabonnenten für „Luzifer“ zu erwärmen, hatten die Dramaturgen in der Saisonvorschau ihres Hausblattes reichlich dick aufgetragen: In dem Ulmer Auftragswerk werde Gott als „gichtgeplagter,



Oper „Luzifer“: „Zurück zum Venusberg“

übellauniger Greis“ auftreten und, einen „schwindsüchtigen Christus“ zur Rechten, mit dem Satan eine tödliche Strafe für die verderbte Menschheit aushecken, die Lustseuche Lues.

Als bald überschlugen sich die Nachrichten aus der Provinz. Sämtliche Parteien im Ulmer Gemeinderat gaben Stellungnahmen ab. Diverse Ausschüsse tagten zum Thema. Intendant Fieber, vors hohe Haus zitiert, beteuerte, seinen übereifrigen „Dramaturgen Vorwürfe gemacht“ zu haben, warf sich dann aber um so entschiedener in die Brust des alleinverantwortlichen Prinzipals.

Oberbürgermeister Ludwig versicherte öffentlich, „Luzifer“ sei frei von „blasphemischen Äußerungen“, kennzeichnete in der ihm später vom Theater

untertänigst überlassenen Partitur indes alle vermeintlich lästerlichen Passagen und drängte auf Entschärfung.

Im Ulmer Münster, wo sich Lammfromme auf einer „Gebetstafel“ mit allerlei Bitten an den Allmächtigen wenden, hing noch letzte Woche ein Zettel für den „lieben Gott“: „Verhindere die lästerliche Oper ‚Luzifer‘, die deiner spottet.“

Die Bitte blieb unerhört, und so sah ein friedfertiges Premieren-Haus am vergangenen Freitag tatsächlich, wie Gottvater als hüstelnder Jammerlappen erschien, die zwölf Apostel als Pappkameraden in vollem Ornat über ihm thronten und eine Nutte emphatisch rief, sie sei „Jungfrau und Gottesmutter“.

Allerdings: Die unheilige Grotteske, sicher nicht grade zur Mai-Andacht tauglich, war nur ein szenisches Kürzel in einem musiktheatralischen Experiment, bei dem biographische Fetzen, politische Pamphlete, ärztliche Befunde, lyrische Ergüsse und höchst private Bekenntnisse zu einer literarischen Collage verbunden, musikalisch provozierend vieldeutig angelegt und von der Regie als revuehaftes Oratorium aufgezogen wurden.

Ein Knabe namens Oskar, als „kleiner Onanist“ beschimpft, verkündete im hohen Falsett seines Kontratenors, er müsse bald „zum Venusberg zurück“, und fuhr dann als verblödeter Engel gen Himmel.

Ein Bariton namens Oskar hockte den ganzen Abend über in einem Käfig, rüttelte gelegentlich wütend an den Stäben und nestelte die Kleider seiner Mutter auf, die mit ihm hinter Gittern saß.

Ein Tenor namens Oskar wieselte im weißen Arztkittel über die Bühne, inspizierte dabei Schlafanzughosen und ächtete dann im Stakkato „die Selbstbefleckung in der Natur“ als „Nervenschwäche, pfui!“

Ein Tänzer namens Oskar ließ ein Plüschtier auffahren, brüllte in den Orchestergraben und raste kopflos die verdrehte Kachelwand eines trockenen Schwimmbassins hoch.

Die verrückte Geschichte ist die Geschichte eines Verrückten. Denn mit dem vierfach gesplitterten Oskar huldigen der Komponist Franz Hummel und der Librettist Christian Fuchs einem der versponnensten, rotzigsten und prophetischsten Lästermäuler deutscher Zunge, dem literarischen Amokläufer Oskar Panizza (1853 bis 1921).

Panizza begann als Irrenarzt, endete als Irrenhändler und legte sich zwischen durch mit Gott und der Welt, vor allem mit Kaiser und Papst an. Er beschimpfte

Wilhelm II. als „geisteskranken Stier“, pries in seiner spöttisch-verschrobener „Himmelstragödie“ „Das Liebeskonzil“, deren satirischer Frevel die Ulmer Provinzposse um „Luzifer“ auslöste, die Syphilis als himmlische Gabe, wurde steckbrieflich gesucht, wegen Blasphemie in 93 Fällen angeklagt und schließlich ein Jahr lang inhaftiert.

Mit einer landläufigen Oper, „diesem grausamsten Zwitter, den die Kultur hervorgebracht hat“, glaubte der Niederbayer Hummel, 48, dem genialen Querulanten Panizza nicht beikommen zu können. Deshalb habe er die Musik für das Panizza-Psychogramm dem verwegenen Lebenslauf, den literarischen Kapriolen und dem exzentrischen Intellekt seines kaputten Helden angepaßt: Über die 1261 Takte des eineinhalbstündigen Stückes spielt auch die Musik verückt.

Mal rollt eine schneeweiß gekleidete Pianistin wohltonende Arpeggien im Stil gefühlsduseliger Salonschulzen auf, als wollten sich Damenkränzchen noch einmal verzückt dem „Gebet einer Jungfrau“ hingeben. Über hauchzartem Streichergezupfe stimmt eine Sängerschar noten- und textgetreu („Teure Heimat“) den Anfang des allseits beliebten Gefangenenchors aus Verdis „Nabucco“ an, und wenn der sieche Allmächtige mit seinen himmlischen Heerscharen auftaucht, strahlt das (konventionell besetzte) Orchester spöttisch in reinem C-Dur.

Dann wieder fährt Hummel dazwischen, als wolle er alle schrille Atonalität mit noch grellerer Kakophonie übertrumpfen. Mit Lust am Schock schleudert das Tutti wahre Brocken zerrissener und scheinbar willkürlich wieder zusammengefügter Akkorde heraus. Die Streicher wirbeln – rhythmisch biestig versetzt – endlose Passagen in rasendem Tempo auf. Und wenn ein nach allen Regeln der Kunst komponiertes Fugato anhebt, ist es auch schon wieder entstellt oder zerstört. „Manchmal“, erläutert der komponierende Anarchist Hummel seine Technik, „reiße ich ein fertiges Stück auseinander und mache aus dem Fetzen Papier etwas Neues.“

Mit solch destruktiver Tonsetzerei will Hummel endlich „raus aus all der Scheiße namens Tradition“. Als Pianist, der mit 12 debütierte, mit 15 „alle Beethoven-Sonaten konnte“ und dann jahrelang durch die Konzertsäle tingelte, hatte er das Klavier 1975 so satt, daß er seine Virtuosenlaufbahn über Nacht abbrach und heute nicht mal mehr am Flügel komponiert.

Aber auch von seinen früheren Kompositionen, darunter einer 1800 Seiten dicken „Coriolan“-Oper, will er inzwischen nichts mehr wissen: „Das ist alles Mist.“ Erst mit den beiden Bühnenstücken „Roi Ubu“ und „Blaubart“ (1984), die, genau wie jetzt „Luzifer“, von Hummels Lebensgefährtin, der Choreographin Rosamund Gilmore, und Mit-

gliedern der hochvirtuosen „Laokoon Dance Group“ herausgebracht wurden, glaubt er sich seinem Ziel näher: alle eingetrichterten Ballaststoffe „meiner abendländischen Musikerseele“ durch die dreiste Maßlosigkeit moderner Klänge zu entgiften.

In Ulm, mit „Luzifer“, hat das, unter viel Ach und Krach vor Ort, hingehauen. Ob der Neuesttöner demnächst in der Berliner Luft ähnlich aufsässig stänkern kann, steht noch offen: Die Jubel-Stadt will das Stück, das sie bei Hummel bestellt hat, nun nicht mehr haben. Besetzung des fertigen Geburtstagsständchens: eine Violine und hundert Blechbläser, Titel: „Jericho“. Da könnte vielleicht die Mauer einstürzen.

## MEDIZIN

### Freude am Bild

**Ärzte beklagen die „Überdiagnostik“ und den „Kaskadeneffekt“: die oft unnütze oder zumindest übertriebene, aber stets kostenträchtige apparative Untersuchung von Patienten.**

Als Felix Anschütz, Assistenzarzt der Medizinischen Klinik in Kiel, sich den Gummifingerling überzog und begann, den Enddarm der 55jährigen Patientin auszutasten, machte sich die schläfrig-holsteinische Landfrau mit einem plattdeutschen Stoßseufzer Luft: „Un dat alln's, weil ick ne nüe Brill hebben wullt.“

Der Wunsch, ihre zerbrochene Brille zu ersetzen, hatte einen diagnostischen „Kaskadeneffekt“ in Gang gesetzt: Der Hausarzt, um eine Brillenverordnung gebeten, spiegelte routinemäßig den Au-

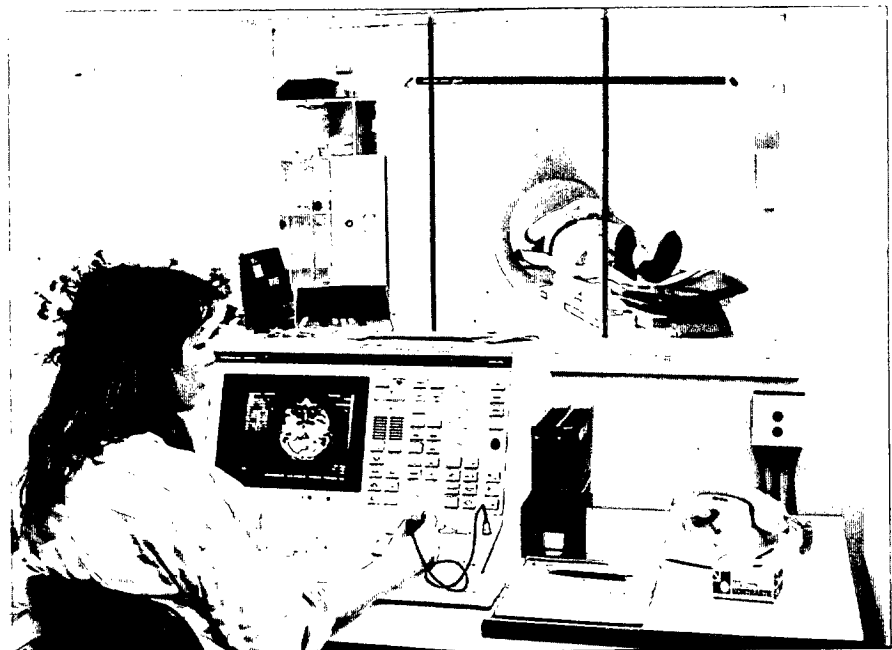
genhintergrund und fand ihn auffällig. Die Uni-Augenklinik bestätigte den Befund, konnte sich aber nicht entscheiden, ob die Gefäßveränderungen auf Hochdruck oder Diabetes zurückzuführen seien. Deshalb wurde die Patientin den Internisten überstellt, wo Anschütz tat, wie ihm vom Chefarzt geheißen: Routinemäßig fingerte er, wie bei allen Patienten über 55, den Analring ab.

Die Frau hat Glück gehabt. Als Anschütz Assistenzarzt in Kiel war, schrieb man das Jahr 1954. Beim diagnostischen Kaskadeneffekt beschränkten sich die Heilkundigen damals notgedrungen auf ihre eher bescheidenen Möglichkeiten. Weil es sehr viel weniger medizinische Geräte und nicht einmal halb so viele Ärzte gab, erlahmte das Bemühen der Untersucher meist nach wenigen Schritten. Vielen Kranken blieb dadurch die große diagnostische Mühle erspart. Das ist mittlerweile ganz anders.

Anschütz, 67, inzwischen längst Professor und Chefarzt in Darmstadt, diagnostiziert auf die alten Tage bei seinen ärztlichen Kollegen einen „Verifizierungswahn“, Ausdruck des Bemühens, durch immer neue apparative Untersuchungsmethoden eine Diagnose immer noch einmal hieb- und stichfest zu sichern. Dabei seien „Fehlbehandlungen im diagnostischen Prozeß häufig – oder sind sie sogar an der Tagesordnung?“

Gute Frage. Allein in einer Mai-Ausgabe der „Münchener Medizinischen Wochenschrift“ wird über ein halbes Dutzend einschlägiger Fälle berichtet:

Ein 22jähriges Mädchen zieht nach München. Als sie Schmerzen in der Kniekehle bekommt, geht sie, weil noch ohne Hausarzt, direkt in die Nothilfe einer Uni-Klinik. Vergebens sucht der diensthabende Doktor nach einem



Computertomographie: Täglich 2500 Menschen im „Schneewittchensarg“